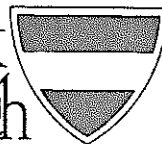


Johannes
Urzidil

**PRAGER
TRIPTYCHON**

Erzählungen

Ein Geschenk
der Republik
Österreich



WILHELM
HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Inhalt

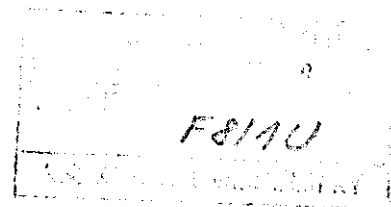
PREDELLA
Relief der Stadt
Seite 7

LINKE TAFEL
Die Causa Wellner
Seite 28

SCHREIN
Weißenstein Karl
Seite 58

RECHTE TAFEL
Vermächtnis eines Jünglings
Seite 163

GESPRENGE
Die Zauberflöte
Seite 195



C - 261/92

Filozofická fakulta
Univerzity Karlovy v Praze
255335898



Genehmigte, ungekürzte Taschenbuchausgabe
Copyright © 1960 by Albert Langen – Georg Müller Verlag GmbH., München
Umschlagfoto: Bildagentur Mauritius, Mittenwald
Umschlaggestaltung: Christian Diener, München
Printed in Germany 1980
Gesamtherstellung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-43056-5

PREDELLA

Relief der Stadt

Hoch über Prag, im gotischen Dom zu St. Veit, schwebt zwischen den Pfeilern des Presbyteriums ein großes Holzrelief, das die Flucht des Winterkönigs darstellt. Mit Mann und Roß und Wagen hetzt er über die dazumal schon uralte Karlsbrücke davon, den winterlichen Thron und die fragwürdige Krone schnöde dem kaiserlichen Sieger überlassend. Schon als Kind wandte ich dieser Schnitzerei immer meine begierige Aufmerksamkeit zu, nicht etwa wegen des historischen Ereignisses, das da theatralisch gezeigt war, als vielmehr wegen des bewegten Bildes von Burghügel, Häuserwerk, Strom und Brücke, von Dächern, Giebeln, Kuppeln und Türmen. Die weite Stadt, durch deren barocke Gassenvielfalt zwischen den Palästen der großen böhmischen Herren und den mit bunten Hauszeichen gezierten Bürgerhäusern der Knabe emporgeklommen war bis zu Burgplatz und Dom, drängte sich da in maserigem, vom Alter durchbräunten Holz auf schmaler Fläche zusammen. Ich konnte sie als Einheit, gleichsam als wäre sie eine Person, erleben – ganz abgesehen von den dramatischen Fluchtvorgängen auf der Brücke –, ich konnte auch das dazuträumen, was das Relief nicht zeigte. Knabenträume sind schöpferisch. Sie bauten mir die Stadt aus und bauten sie kunstgerecht.

Aufregende Ereignisse wie jene Königsflucht waren in der Geschichte der Stadt nichts Ungewöhnliches.

Die Stadt überlebte sie nicht nur, sondern es war, als bedürfe sie ihrer geradezu zum Leben. Die Kaiserstadt Wien galt als gemütlich, aber die Königs- und Kaiserstadt Prag war dies gewiß nicht, weder äußerlich noch innerlich, sondern sie war zackig, schroff, kämpferisch und unheimlich. Es mochte wunderbar spannend und wundersam sein, dort zu leben, aber gemütlich war es nicht. Seit die mythische Herzogin Libussa vom Hügel des Wyschehrad über die Moldau hinweg die künftige Glorie Prags geweissagt hatte, war dort Kampf und Streit heimisch gewesen, klotzige Zwietracht zwischen den granitenen Bojaren der tschechischen Frühzeit, wie sie Stifter im »Witiko« gewaltig und homerisch vorführt, hämischer Hader zwischen Tschechen und Deutschen schon seit den Przemyslidenherrschern, pressender Druck gegen die Judengemeinde, die seit dem zehnten Jahrhundert in Prag ihre Heiligtümer betreute, heftiger und blutiger Glaubenszwist zwischen Hussiten und Papisten, Religionswirren und Feudalkriege zwischen den böhmischen Ständesherrn, Folter und Verfolgung der frommen Böhmischen Brüder sogar durch einen König ihres eigenen Volkes, und ohne Unterlaß, solange das Gedächtnis der einzelnen und der Nationen reichte, Kampf mit dem Kaiser, Kampf mit dem deutschen Landsmann und Nachbarn, wechselseitiges Unrecht, kein Zweifel, und unentwirrbar.

Der Knabe lauschte in die Geschichtsbücher hinein und machte sich seine Gedanken. »Die protestantischen böhmischen Rebellen stürzten die beiden katholischen kaiserlichen Statthalter Grafen Martinitz und Slawata nebst dem Geheimschreiber Fabritius aus dem Schloßfenster in den Burggraben.« So stand es im Lehrbuch der Geschichte. Und ob das »nebst« sich auf den Geheimschreiber bezog oder auf die Grafen, war nicht völlig deutlich. Aber es wollte doch scheinen,

daß eher der Geheimschreiber als Nebenerscheinung aufzufassen war. Gleichviel, mit jenem Ereignis begann der Dreißigjährige Krieg oder jedenfalls sein Vorspiel, das unmittelbar zur Katastrophe und kläglichem Flucht jenes kurzfristigen Winterkönigs geführt hatte.

Doch jenes »nebst« beschäftigte den Knaben immer wieder. Es schien zu den unentbehrlichen Hilfswörtern einer bestimmten Art von Geschichts- und Lebensauffassung zu gehören, ebenso wie das Wort »lediglich«. »Bei dem am frühen Morgen erfolgten Einsturz der Karlsbrücke wurde niemand verletzt. Lediglich ein Bäckerjunge, der Semmeln austrug, fiel in den Fluß und ertrank.« So lautete der Zeitungsbericht. Geheimschreiber und Bäckerjungen existierten »nebst«, waren »niemand« und starben »lediglich«. Aber auch abseits der sozialen Syntax hatten seit dem Dreißigjährigen Krieg Haß und Zwietracht weiterhin ihre giftige Nahrung in Land und Hauptstadt gefunden, Tschechen und Deutsche hatten einander gegenseitig malträtirt, beide malträtirten die Juden, und der kaiserliche Adel hielt von allen zusammen nicht sehr viel und wurde andererseits von den Tschechen auch nicht für sehr viel gehalten und bei aller Unterwürfigkeit – oder eben um dieser willen – reichlich gehaßt. Ausnahmen gab es freilich immer, aber wer sich zu sehr auf sie einläßt, verschiebt die echten Akzente.

Wie also hätte diese Stadt bei so viel Widerstreit nicht auch in ihrer Bauart und ihrem Antlitz zackig, schroff und unheimlich wirken sollen? Allzu verschiedene Temperamente tobten sich da aus. Und wie sehr es auch in allen Gassen nach gutem schweren Bier und Geselchtem roch, überall nebelte doch das Gewölk der Mythen, der Golem hetzte nächtlich um die Altneusynagoge, mitten auf dem alten Judenfriedhof hielt der Hohe Rabbi Löw Hof im Kreise seiner dreiund-

dreißig rund um ihn begrabenen Lieblingsschüler, Tycho Brahes goldene Nase lugte aus der Gruft in der Teynkirche, in der Zaubergasse hinter der Burg munkelten die gespenstischen Alchimistenhäuschen, darinnen die Fauste der rudolfinischen Renaissance Gold und Geister beschworen – auch Kafka beschwor dort seine Geister und Kübelreiter –, Dalibor spielte Geige im Hungerturm oder er spielte mit selbstverfertigten Karten – noch wies der Kastellan ein mit dem Blute des Opernhelden gemaltes Eichelas vor –, der seligen Elektra unversehrter Leib hielt sich gut im Glaskasten der Barfüßerinnen, desgleichen die unversehrte Zunge des Heiligen Johannes von Nepomuk im Dom, der Heiligen Kummernis staunenswerter, die Jungfräulichkeit salvierender Vollbart droben im Loretto-Kloster, und drunten, in den Katakomben der Karmeliterinnen, der kaiserliche General des Dreißigjährigen Krieges Don Maradas, von Schiller her bekannt und ausgedörrt wie ein Stockfisch entsprechend dem Grundsatz: »Alte Soldaten sterben nicht, sie verwandeln sich nur in Stockfische.« Mythos, Geschichte und Gegenwart wogten geschäftig durcheinander in dieser Stadt, man konnte sie nie völlig auseinanderhalten, man wußte nie genau, womit man es gerade zu tun hatte, und in der gereizten Atmosphäre konnten sich in jedem Augenblick die gleichgültigsten Gegenstände, Angelegenheiten, ja bloße Wörter in heiligste Güter verwandeln, um derentwillen Tschechen und Deutsche einander die Köpfe einschlugen oder irgendeinem unseligen Juden übel mitgespielt wurde.

Es war immerhin günstig, daß der Knabe nicht in einem wohlbehüteten Großbürgerhaushalt und inmitten eines gesicherten Familienkreises mit Stubenmädchen und Gouvernante aufwuchs. Denn so kam er viel herum, niemand kümmerte sich um ihn, er wählte sich seine knäblichen Freunde und Feinde allerwärts, und

es war ihm gleichgültig, ob sein Ball durch eine tschechische, deutsche, jüdische oder österreichisch-adlige Fensterscheibe hindurchflog. »Ich bin hinternational«, pflegte er zu sagen. *Hinter* den Nationen – nicht über- oder unterhalb – ließ sich leben und durch die Gassen und Durchhäuser streichen, im Stadtpark dem Wächter Kakitz (unsterblich durch Werfelsche Verse) eine Nase drehen und entrinnen oder die Sesselbabbe um den Sesselkreuzer begaunern; droben am Žižka-berg, wo einst der blinde hussitische Heros die Päpstlich-Kaiserlichen zerblasen hatte, mochte man eingemauerte Hussitenkugeln aus dem Mörtel meißeln, draußen im Baumgarten »internationale« athletische Meetings abhalten mit Kugelstoßen, Stabspringen und Hundert-Yard-Läufen, ohne daß wir jemals genau wußten, wie lang eigentlich ein Yard war. Nicht der Erwachsenen, die dort lächerliche Spaziergänge machten oder in Fiakern fuhren, unser, der Knaben waren die Parks, unser waren die Plätze und Gassen, die Höfe, die Moldauinseln und die Brücken, besonders im Winter, wenn die Brückenmänner bei starkem Frost Fäustlinge trugen und es ein köstliches Vergnügen schien, ihnen den Mautkreuzer mit unschuldiger Miene auf der flachen Hand hinzuhalten, so daß sie sich – unter Flüchen und Verwünschungen der Deutschen und Juden – krampfhaft bemühen mußten, der kleinen Münze mit dem unbeholfenen, breiten und dicken Fäustling habhaft zu werden.

Kein sittsamer »Kleiner Lord« war der Knabe, keiner, der in Unkenntnis der Welt daheim hinter den Aufgaben hockt, sondern ein Gassenjunge, Tom Sawyer und Huck Finn. Ich wußte, wie die Leute und Kinder in Hinter-Žižkov oder Koschirsch es trieben, was sie aßen, wenn sie zu essen hatten, und was sie nicht gegessen hätten, selbst wenn sie nichts zu essen hatten. Ich war daheim in dem Riesenarsenal ihrer Schimpf-

wörter, deren Bestände sie unaufhörlich schöpferisch vermehrten. Denn jede Art belebten oder unbelebten Wesens ließ sich als Material für Schimpfwörter verwenden, »Symphonie«, »Present«, »Magyare«, ja es schien, daß die echte inhaltliche Qualität eines Wortes erst durch seine Brauchbarkeit als Schimpfwort richtig erprobt würde. Seltsamerweise hatte ich trotz meiner vielen Gassenjungenaktivitäten in der Schule fast immer lauter Einser, denn was hierzu nötig war, machte ich mir flugs und nebenbei zu eigen, nicht weil ich etwas lernen wollte oder Pflichtgefühl gehabt hätte, sondern weil mir meine Lehrer und mein damals noch verwitweter Vater leid taten und ich ihnen gerne etwas zuliebe machte. So las ich schon mit fünf Jahren die »Fliegenden Blätter« und kontrollierte meine noch vagen Begriffe vom Familienleben an den Rubriken »O diese Weiber!«, »O diese Männer!« und »O diese Schwiegermütter!«, mit sechs schlug ich meinen Vater im Schachspiel, mit sieben verfaßte ich einen preisgekrönten Aufsatz über den Besuch des Erzherzogs Franz Karl in Olmütz, und mit acht half ich meinem Vater bei den Rechnungsabschlüssen der von ihm verwalteten böhmischen Lokalbahnen Kolin-Tschertschan und Herschmanmjestetz-Borohradek. Trotzdem bleibt bestehen, daß ich zugleich ein unverbesserlicher Gassenjunge war mit einer Mineraliensammlung in der einen, einem Zoo von Regenfröschen oder Maikäfern in der anderen Hosentasche, mit Platzpatronen und Wasserspritzen in steter Bereitschaft, ein grimmiger Hohn auf alle Prinzipien und Erfahrungen der Schulpädagogik, einer, der schon als Knabe von Plato mit Wolle bekränzt und aufgefordert worden wäre, so schnell wie möglich eine andere Stadt aufzusuchen, einer, von dem Erwachsene als höchstes an Respekt allenfalls ein milde verstehendes Lächeln erwarten konnten.

Ich war ein Spezialist für Märkte, wo immer viel zu

sehen war und auch viel vorging. Da war in der Altstadt der Tandelmarkt mit seinen engen Ständen, voll von Stoffresten in allen Farben und Mustern und dem unsinnigsten Kramuriwerk, gebraucht und ungebraucht, von zugrunde gegangenen Haushalten oder pleite gegangenen Läden, Händler und Käufer voll Mißtrauen und verachtender Feindseligkeit einander groß anredend wie die Helden der Ilias vor dem entscheidenden Zweikampf. Nahebei war der Kohlmarkt, wo weder Kohl noch Kohlen feilgehalten wurden, sondern hauptsächlich Blumen, nichts Pompöses, sondern die rührenden Blumen böhmischer Landgärten, Reseden und Hahnenkämme, Levkojen und Goldlack, Pelargonien und Asters. Die Marktweiber amtierten dort im Schatten des Hauses »Zu den drei Löwen«, wo noch Mozart gewohnt hatte. Von da brauchte er zu Fuß nur fünf Minuten zum Ständetheater, wo die Orchestermusiker schon aufgeregt warteten, denn die Symphonie zum »Bestraften Wüstling« war noch nicht einmal ausgeschrieben, und sie würden sie vom Blatt zu spielen haben. Das Theater aber, zusammen mit der karolinischen Universität, die der kurzgewachsene, dabei aber doch große Karl IV. errichtet hatte, blickte auf den Obstmarkt mit seinen Früchte- und Beerenkörben, wo alles Liebliche aus Böhmens Auen und Hainen leuchtete und der Duft der böhmischen Wälder zu spüren war.

Aber der schönste der Märkte blieb doch der Weihnachtsmarkt auf dem Altstädter Ring, wenn im Advent das Budenwerk hochstieg und bald überschneit war, denn damals fiel in Prag noch Schnee im Dezember (später, als die Republikaner den Markt auf den stimmungsgelosen Karlsplatz verlegten, war der Winter beleidigt und sandte nur noch den allernotwendigsten Schnee irgendwann im Jänner oder Feber). In der Weihnachtsbudenstadt am Ring ging ich als Kind zu-

weilen verloren. Aber nur ich selbst wußte das, denn niemand kümmerte sich darum. Durch Zufall geriet ich dann wieder mit dem Vater und seinem Spazierkollegen zusammen. Unendlich viel war zu sehen. Da stand der Bulgare Duko Petkovich und verkaufte Türkenhonig, den er von einem großen Block mit einer kleinen Hacke zu Portionen schlug. (Sprach Willy Haas zu Franz Werfel: »Ich zahl' dir einen Gulden, wenn du mir einen Reim auf Duko Petkovich machst.«) Und dann war da ein Marionettentheater mit Königssöhnen, verzauberten Prinzessinnen und dem unentbehrlichen Faust, dem eine furchtbare Stimme von Vater Hermann Kafkas Kurzwarenladen aus in tschechischer Sprache zurief:

»Fauste, Fauste, was fällt dir denn ein,
dem Satan deine Seele zu weihn?!«

Das Weihnachtswunder vervielfachte sich in den Buden mit den bunten, handgeschnitzten Krippenfiguren aus dem Erzgebirge. In langen Reihen standen Dutzende von Marien, St. Josephs und Engeln und Hunderte von Hirten und Schafen. Der Schnee wirbelte und flockte um Teynkirche und Rathaus, säumte die Madonna des Sieges vom Weißen Berg, die von ihrer Säule träumerisch dem Ganzen nachsann, und streichelte drüben über einem Palastportal die mokant lächelnde Venus, die zwischen ihren Schenkeln einen Erdglobus wiegte und, mit dem Zeigefinger auf ihren Schoß verweisend, vor aller Öffentlichkeit (und noch dazu auf deutsch) einem Bandornament die frivolen Worte zusprach: »Um diesen Punkt dreht sich die ganze Welt.«

Es gab also doch allerhand Gemütliches, so will es scheinen, zumindest an einer dünnen Schauffläche oder in der Sonderwelt der Knaben. Aber bei alledem hielten sich die Nationen, Konfessionen und Stände in dauernder Kampfbereitschaft. Die deutschen Farben-

studenten promenierten auf dem Graben nicht zum Spaß, um Luft zu schöpfen oder auf Mädchen zu passen, sondern um Gesinnung zu bekunden, und die tschechischen Studenten, die auch nicht zurückbleiben wollten, brachten ihre Überzeugung in slawischen Samtbaretts zum Ausdruck. Auf dem Ring, gegenüber der habsburgischen Siegesmadonna, hatte man ein riesiges bronzenes Husdenkmal aufgestellt, um zu zeigen, daß man die siebenundzwanzig protestantischen Böhmen, die nach der Weißenberg-Schlacht auf diesem Platz von kaiserlichen Henkern geköpft worden waren, wohl im Gedächtnis hatte. So etwas vergißt sich nicht. Hus stand da und sagte zwar – wie die Sockelschrift beteuerte – »Liebet einander und vergönnet jedem die Wahrheit«, aber was er meinte, schien etwas anderes: »Wartet nur, bis meine Zeit kommt! Ich werd's euch schon zeigen!« Seine Zeit oder vielmehr die Zeit derer, die sich für seine Gefolgschaft hielten, sollte zwar kommen, und wieder rollten die Köpfe. Aber so etwas vergißt sich eben auch nicht. Jedes Haus, jede Gasse, jeder Platz in Prag rief unaufhörlich die ganze Geschichte entlang: »Vergiß nicht das! Vergiß nicht jenes!«, so daß man vor lauter Erinnerung und Vergeltungssucht das gegenwärtige Leben schier darüber vergaß.)

Für die Erwachsenen galt das gewiß. Die Kinder mochten davon zeitweilig frei sein. Aber Erwachsensein bedeutete Sich-Erinnern, Heimzahlen, einmal den Deutschen, einmal den Tschechen; die Juden drängelte man dahin und dorthin; die Adelsherren lebten in einem kleinseitnerischen Jenseits kleinseitnerisch, das hieß Kleinseite zur Potenz erhoben. Der Knabe, dem das alles noch gleichgültig war, glitt durch die Straßen wie ein Aal; spielte mit Pferdebohnen auf dem Pflaster des Teyngäßchens; hütete sein gutes Einvernehmen mit den Gurkenweibern in der Melantrich-

gasse, denn sie labten ihn mit dem kühlen süß-sauren Gurkensaft aus ihren Fässern; hatte sich im Arkadenhof des Hauses zum Goldenen Baum in der Langengasse mit einem tschechischen Jungen angefreundet, mit dem er durch die Häuserverschachtelungen hinter dem Agneskloster zur Moldau schlich, die alle Arten von Zeitvertreib und Schwemmgut anbot; oder spielte Verstecken im verlassenen Stiegenhaus des Palais Pachta, das einst einer lebenslustigen Gräfin gehört hatte, die mit Mozart und Goethe gut bekannt gewesen war. Der Knabe hatte viel zu tun und zu bedenken, die Obliegenheiten eines Gassenjungen enden nie, und wenn er schließlich am Abend viel zu spät mit heraushängender Zunge zum bereits abgedeckten Nachtmahlisch gerannt kam, wußte er, daß die Vorspeise aus Ohrfeigen bestehen würde. Dieses störte ihn weniger, als ihn eine überflüssige Liebkosung in Verlegenheit gebracht hätte, denn da er größere Exkursionen an Wäschetagen ausführte, war als Hauptgang ohnehin nichts anderes zu erwarten als Knödel mit weißer Dillensoße.

Wöchentlich ein- oder zweimal nahm der Vater den Knaben mit auf Rundgänge durch Kirchen und Wirtschaftshäuser. Bei Bigalsky hinter der Heinrichskirche hob sich das Bier in blanken Seideln aus einer Kellerversenkung. Bei Schnell auf der Kleinseite trank man Pilsener und aß dazu ellenlange dünne Würstel, die von den Canonici von St. Veit besonders geschätzt und daher »Domherrnwürstel« genannt wurden. Ihrer erfreute sich der Knabe aber nur, wenn der Vater nahebei auf dem Kleinen Waldsteinplatz sich beim Schuster Chleborad seine Schuhe anmessen ließ oder sie anprobierete oder sie abholte. Chleborads Schuhe waren zwar jedesmal zu eng, dafür aber äußerst dauerhaft. Bevor man bei ihm eintrat, stärkte man sich noch bei Schnell, nachher aber suchte man Erholung im Schatten der

Niklaskirche bei Glaubitz, wo schon der König Wenzel IV. zu zechen liebte. Der Heimweg war dann lang genug, um sich darüber klarzuwerden, ob man noch beim »Jesuskindlein« oder nahe der Kirche Maria Schnee bei »Pinkas« Station machen sollte. Etwas Heiliges war in Prag meistens dabei. Wurde es warm, bevorzugte man den schattigen Bräuhausgarten des Thomasklosters oder den »Zum Primas«, wo die Aufschrift prangte:

Juni, Juli und August:

Laß das Weib und trink mit Lust!

oder ging zu »Fleck« oder ins »Schwarze Bräuhaus«; es gab noch andere Wirtsgärten, und der Knabe kannte sie alle, kannte auch geradezu persönlich die Radieschenweiber oder die mit gebrannten Mandeln oder jene, die in einem Umhängekorb Rollmöpfe, Pfefferfische und saure Zwiebeln feilboten, dazu die Männer, die auf ihrem Kopf ein Tablett mit verzuckerten, auf Holzstäbchen gereihten Früchten balancierten, die Lottomänner, die Liebesbarometermänner, den Elektrisiermaschinenmann Ferda Springauf, die Luftballonverkäufer, den pensionierten Diurnisten, der Aufstehmännchen und mechanisch bewegte Walrosse vorführte, kurz den ganzen vergnüglichen ambulanten Jahrmarkt, der sich unaufhörlich von einer Gartenrestauration zur anderen und weiter im Kreis bewegte.

Soweit also schien wiederum alles behaglich, bis irgendeine angeregte Gruppe an einem Tisch zu singen begann, nicht eigentlich um zu singen, sondern um irgend etwas zu demonstrieren.

»Slawengeist, er lebt, er lebet,
wächst und blüht trotz allen.

Mit uns Rußland! Wer uns angreift,
wird durch Frankreich fallen.«

Das war nun kaiserlich und königlich verboten.

Aber irgendwelche Deutsche am Nachbartisch hätten angefangen die ›Wacht am Rhein‹ zu singen, die ebenfalls verboten war. Rußland war weit, Frankreich war weit, der Rhein war weit. Und die Deutschen hatten in Wirklichkeit die ›Lorelei‹ gesungen, aber die Tschechen behaupteten, es sei die ›Wacht am Rhein‹ gewesen und außerdem habe einer laut und vernehmlich die Stadt Aussig Aussig genannt und nicht Ustí, wie es der Slawengeist erfordere. Dahin war der Friede, und uralter Groll, gehegt seit den Przemysliden, den Luxemburgern und dem Kuttenberger Dekret, schaffte sich Luft, krakeelend, rabiat und Biergläser schmetternd.

Die absonderlichsten Privatschicksale waren im Gange der Zeit an die nationalen Leidenschaften geknüpft gewesen. Und eines der merkwürdigsten vertraute mir der Vater an, als wir wieder einmal droben im St.-Veits-Dom die Grabkapelle des hl. Wenzel besucht hatten, des ersten Herzogs und Patrons der Tschechen, der von seinem grimmigen und deutschfeindlichen Bruder Boleslaus beim Kirchgang niedergestochen worden war. Darüber war nun beinahe ein Jahrtausend vergangen, aber fast schon ebensolange sangen die Tschechen ihr ergreifendes Lied:

›Heiliger Wenzel, Herzog des böhmischen Landes,
laß nicht untergehen uns und unsere Kinder.‹

Der Türring, daran der hinsinkende Fürst sich festzuhalten versucht hatte, ist am Eingang der Kapelle noch zu sehen, und man hatte diesen Raum als Mausoleum des Heiligen ganz und gar mit Karneolen und Achaten, mit Amethysten und Chrysoprasen ausgekleidet, wie sie so reichlich in den böhmischen Zaubergärten zu finden sind. Nicht aber der mittelalterliche Prunk des Gemaches und nicht das Los des fürstlichen Märtyrers war es, was mich dort am stärksten anzog, sondern in einer Ecke eine eiserne Tür, die mit sieben

Schlössern verwahrt war, deren Schlüssel sich in der Obhut der sieben höchsten Würdenträger des Königreichs, der Kirche und der Hauptstadt befanden. Der Vater wußte sie alle mit Rang und Namen aufzuzählen, den Statthalter, den Kardinal, den Oberstlandmarschall, den Oberstburggrafen, den Landesgerichtspräsidenten, den Korpskommandanten und den Primator oder Bürgermeister. Nur wenn alle sieben Schlüssel beisammen waren, konnte diese Tür geöffnet werden. Sie führte zu der Kronschatzkammer Böhmens, wo Krone, Zepter und Reichsapfel des Vaters des Vaterlandes, Karls IV., Ornate, Insignien und höchste Kostbarkeiten seit nunmehr fast sechs Jahrhunderten verwahrt wurden.

All das war schon vielfach beschrieben worden. Was aber nicht öffentlich bekannt war, worüber niemals geschrieben wurde und was ich auch jetzt und hier zum erstenmal kundtue, das ist die Geschichte des Landeskanzleioberaktuars Virgil Suchy, dem es gelungen war, das unmöglich Scheinende möglich zu machen, nämlich jener sieben Schlüssel habhaft zu werden und nächtlicherweile in die Kronschatzkammer zu gelangen. Diese Vermessenheit bezahlte er mit seinem Leben. Aber es war nicht so, daß er etwa die Schatzkammer hätte ausrauben wollen. Vielmehr war Virgil Suchy ein begeisterter tschechischer Patriot, einer, der immer mit Leidenschaft die Krönung Franz Josefs zum böhmischen König als Unum Necessarium gefordert hatte, einer, der erfüllt war von der legendären, ja mythischen Macht jener Kleinodien, in denen die Größe Böhmens zum Ausdruck kam, und der während seines Junggesellendaseins von nichts anderem besesselt, ja besessen war, als diese magischen Symbole zu sehen und zu berühren.

Da er nun ein Bekannter des Vaters war, der ihm schon während der Studienjahre Nachhilfestunden in

Deutsch erteilt hatte, damit er um eine öffentliche Stellung einkommen könnte, wußte der Vater auch über den Landeskantleioberaktuar Suchy, sein einzigartiges Unterfangen und dessen Ausgang zureichend Bescheid. Die Behörden selbst hatten sich freilich über die ganze Affäre ausgesprochen, die ja in der Tat etwas äußerst Beschämendes hatte. Denn daß es einem mittleren Beamten gelungen sein sollte, die berühmten sieben Schlüssel der Hut der obersten Würdenträger zu entlocken, bedeutete ja wirklich eine geradezu siebenfache Unverantwortlichkeit und war ein Beispiel jener grandiosen, manches Mal liebenswürdigen, manches Mal schöpferischen Schlamperei, die zwar, wie man scherzhaft versicherte, den Kitt der Doppelmonarchie bildete, ihr aber im Endeffekt dennoch zum Verhängnis wurde.

Wie es nun der Landeskantleioberaktuar angestellt hatte, zu den sieben Schlüsseln zu gelangen, gehört vielleicht in das Kapitel der Magischen Physik, deren Lehre der beharrlichen Konzentration der größten Kräfte im kleinsten Punkt den Endsieg über die beschwerlichsten Hindernisse zuspricht. Hätte der Hagstolz Virgil Suchy, anstatt alle seine Anstrengungen an die sieben Schlüssel zu wenden, mit gleichem manischem Eigensinn etwa dem Krebsbazillus oder der Quadratur des Kreises mit Zirkel und Lineal nachgestrebt, so hätte er, wie mein Vater behauptete, dem Nobelpreis nicht entgehen können. Er aber hielt für seine Lebensaufgabe die Erreichung der sieben Schlüssel. Durch allerlei geschickte Vorspiegelungen, stichfeste Referate über die Notwendigkeit bautechnischer Reparaturen, Erfordernisse der zeitweiligen Säuberung, der zuverlässigeren und würdigeren Unterbringung der Kostbarkeiten, der Kontrolle der Temperatur- und Feuchtigkeitsbalance, der Vitrinen, der wissenschaftlichen Unerläßlichkeit historisch bedeutsamer Messun-

gen, der genauen Bestandsaufnahme der Juwelen sowie der Karätigkeit des Goldes, und was sonst noch eine exakte realistische Fantasie an triftigen und durchaus legal scheinenden Gründen für das Unnötige und Unerlaubte zu erzeugen versteht, brachte es Suchy dazu, vorgesetzte und vorgesetztste Stellen, sogar die Wiener Kabinettskanzlei, von der Dringlichkeit der Überprüfung der Kronschatzkammer zu überzeugen und die Einzelaktionen klüglich so konvergieren zu lassen, daß endlich die sieben Schlüssel am Tage vor der geplanten Öffnung sich in der Panzerkassette des Oberstlandmarschalls befanden. Es war zwar vorgesehen, daß alle sieben Würdenträger sich persönlich zu dem immerhin wichtigen Amtsakt einstellen sollten, doch lag der Landesgerichtspräsident mit Halsweh zu Bett, der Korpskommandant hatte eine Inspektionsreise antreten müssen, der Oberstburggraf mußte zur Hochzeit seines ältesten Sohnes nach der Steiermark reisen, und überhaupt hatte man das Ganze nach so vielem Hin und Her auf die leichte österreichische Achsel genommen und so auf jeden Fall die Schlüssel beim Oberstlandmarschall vereinigt, womit der spitzfindige Suchy offenbar gerechnet hatte. Übrigens sollten ja die beabsichtigten fachlichen Untersuchungen und Maßnahmen mehrere Tage dauern, und die Spitzen der Behörden konnten während dieser Zeit ohnehin nicht unaufhörlich den Zugang zur Kronschatzkammer überwachen. Das sollten, wenn es soweit war, die vom Statthalter bestimmten zivilen Aufsichtsorgane zusammen mit den vom Korpskommandanten gestellten Militärposten besorgen. Aber einer verließ sich auf den anderen, der Überwachungsdienst war noch nicht reguliert worden, solche Fragen mußten auf dem Amtsweg erledigt werden, dessen Barrieren und Hürden der Landeskantleioberaktuar geschickt zu vermehren wußte.

Die Panzerkasse mit den Schlüsseln aber befand sich in der Antichambre des Oberstlandmarschalls. Und dies war auch das Zimmer, in dem Suchy arbeitete, der außer seinem Chef als einziger die dazumal noch ziemlich primitive Form des Kombinations-schlusses kannte. An jenem verhängnisvollen Tage nun, der solchermaßen die vereinigte Kronschlüsselgewalt in Suchys verruchte Hände legte, begab sich dieser nach den Amtsstunden in den Dom, nahm an der Litanei und dem Segen teil und ließ sich sodann in der riesigen gotischen Halle, die voll ist von unübersichtlichen Winkeln, Altären, Sarkophagen, Gebetstühlen und Monumenten, unbemerkt einschließen. Bis zu diesem Augenblick ließen sich die Handlungen Suchys mit ziemlicher Genauigkeit rekonstruieren. Was er nachher tat, ist nur bruchstückhaft deutlich geworden, die Behörden versuchten es zu vertuschen und zu dementieren, als Legende hinzustellen, aber in einem Lande mit so viel Gegensätzen und Opposition wird höchstens das allgemein Bekannte vertraulich und geheimgehalten, das eigentlich Geheime aber tritt meist mit fletschenden Zähnen an den Tag.

Als am folgenden Morgen die hohen Herren sich in der St.-Wenzels-Kapelle einfinden sollten, erschienen zunächst nur drei Würdenträger. Drei hatten sich entschuldigen lassen, und der Oberstlandmarschall kam mit großer Verspätung und in höchster Aufregung, um mitzuteilen, daß seine Panzerkasse geöffnet, die sieben Schlüssel verschwunden und der Landeskanzleioberaktuar Virgil Suchy nirgends auffindbar sei.

»Man kann sich«, so erzählte mein Vater, »die blemmerten Gesichter des Kardinals und des Statthalters bei diesen Eröffnungen ebenso vorstellen wie das wahrscheinlich schadenfrohe des Primators, der den Oberstlandmarschall nicht leiden konnte. Alle drei hatten bis dahin die alte Eisentür zur Schatzkammer

nicht näher in Augenschein genommen, denn sie schien verschlossen wie immer, und der Statthalter hatte die Wartezeit damit verbracht, sich über den Korpskommandanten zu entrüsten, der versäumt habe, Wachtposten anzuordnen. Über seine eigene Verpflichtung, zivile Aufsichtsorgane zu bestimmen, schwieg er sich weislich aus. Bei der Schreckensnachricht des Oberstlandmarschalls rannten nun alle zunächst nach der Ecke zur Eisentür und mußten feststellen, daß diese keineswegs, wie sie geglaubt hatten, verschlossen, sondern daß sie nur angelehnt war.

Mit einem Entsetzen, das sogar den Bürgermeister mit einschloß, stiegen die vier Herren im Gänsemarsch die uralte dunkle Wendeltreppe zur Schatzkammer empor, kalten Schweiß auf den Stirnen, an den Gliedern zitternd und mit intermittierendem Puls. Die Vorstellung des unzweifelhaft scheinenden Raubs der Reichskleinodien erfüllte sie nicht nur mit grundsätzlichem und vaterländischem Abscheu, sondern auch mit persönlichen Ängsten. Der Kardinal und der Primator Bürgermeister waren noch am besten daran. Sie konnten von niemandem abgesetzt werden. Aber der Statthalter und der Oberstlandmarschall mußten die allergrößten kaiserlichen Donnerkeile befürchten, der Skandal würde weltweite Ausmaße annehmen, ihre Namen würden der Lächerlichkeit anheimfallen, ja sie möchten arg zu tun haben, sich reinzuwaschen, wenn böse Zungen ein an sich schon kaum verzeihliches Versäumnis als verräterische Mitbeteiligung an einer politischen Untat entstellen würden. Das eine Stockwerk der Wendeltreppe erschien ihnen unendlich lang, und da der dicke und fauchende Oberstlandmarschall, am schwersten betroffen und von Jammer gebeugt, als erster ging oder vielmehr kroch, vollzog sich der enge und steile Aufstieg langsamer und quälender, als es der schlanke und elegante Kardinal gewünscht hätte,

der als ehemaliger Reiteroffizier mit etlichen Sprüngen zum Ziel gelangt wäre. Auch der Statthalter, wegen seiner hohen Figur vom Volke ›der lange Franz‹ genannt; konnte seine Ungeduld kaum bezwingen, während der Bürgermeister eher getrost schien, als letzter zu gehen, denn er litt an Schwindel.

Aber das staunenswerte Bild, das die vier Würdenträger in der Kronschatzkammer erwartete, bot sich ihnen noch immer früh genug. Auf dem einzigen Möbelstück des Raumes, einem alten Hochsitz mit verschossenem bordeauxrotem Sammetpolster, hockte in sich zusammengesunken die Gestalt des Landeskanzlei-oberaktuars Virgil Suchy, angetan mit der Dalmatika der böhmischen Könige, die Krone Karls IV. auf dem Haupt und das Zepter in der verkrampften Rechten, während der Reichsapfel der anderen Hand offenbar entfallen und in eine Ecke der Kammer gerollt war. Daß Suchy tot war, daran konnte niemand zweifeln, seine gebrochenen Augen glotzten stier in der Richtung des Reichsapfels, dem sein verendender Blick gegolten haben mußte, seine Zunge bleckte höhnisch gegen die Würdenträger, und auf seiner verzerrten Fratze war ein letztes unheimliches Lachen erfroren. Kein Wunder, denn seine Situation war einzigartig genug, um so tragisch zu sein, daß sie den plötzlichen Tod bewirkte, und derart komisch, daß er selber bei seinem äußersten Gedanken, er, Landeskanzleioberaktuar Virgil Suchy sei der letzte gekrönte Tscheche, in ein fanatisches, sein Antlitz endgültig prägendes Gelächter ausbrach. Es schien, als vernehme man dieses Gelächter noch immer in dem Raum, ja vielleicht hatte dieses groteske Gelächter schon bei Suchys Eintritt in die Schatzkammer die Glaskästen gesprengt und sich dann, während er sich einkleidete, nur ins Grenzenlose gesteigert. Unter dem königlichen Ornat aber hingen die kurzen Beine Suchys in grauschwarz gestreif-

ten Hosen mit gelben Schnürschuhen zu Boden. ›Er ist tot‹, sagte der Oberstlandmarschall. ›Es scheint nichts zu fehlen‹, erklärte der Statthalter. ›Die Glaskästen lassen sich reparieren‹, stellte der Bürgermeister fest. ›Am besten, wir reden nicht darüber‹, riet der Kardinal.«

»Woher weißt du denn, was die Herren gesprochen haben«, fragte ich den Vater.

»Du bist wieder einmal etwas zu neugierig. Solche Sachen weiß man eben. Was hätten sie auch sonst anderes sagen sollen? Jedenfalls wurde diese unglaubliche Geschichte der breiten Öffentlichkeit vorenthalten, und wenn jemand darauf anzuspüren wagte, riskierte er zumindest seinen Posten. Denn beweisen ließ sich der ganze Vorfall nicht. Was läßt sich überhaupt beweisen? Und von wem? Es ist leicht zu sagen, Suchy sei von Anfang an verrückt gewesen. Wie viele Menschen, die die abenteuerlichsten und überflüssigsten Dinge vollbrachten, hat man in der Welt für durchaus normal gehalten und aufs äußerste bewundert? Es ist freilich durchaus möglich, daß Virgil Suchy keineswegs bloß vom Nationaltrieb gepeinigt war, sondern daß ihn überdies die mystische Zahl sieben reizte und daß er, hätte es sich nur um ein einziges Schloß gehandelt, weniger Interesse bekundet hätte. Vielleicht auch war es nur ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß ihn gerade in dem Augenblick, als er sich in die Geschmeide kleidete, ein längst fälliger Schlagfluß heimsuchte. Vielleicht aber, und das halte ich für das wahrscheinlichste, haftet den Kleinodien eben eine geheime Macht an, die dem Stärke verleiht, der sie rechtens trägt und den vernichtet, der sie mißbraucht. Denn dies ist immer behauptet und sogar als einer der Gründe angeführt worden, weshalb die Habsburger als Könige von Böhmen nie glücklich waren oder sich womöglich gar nicht erst krönen ließen.«

Die Geschichte von Virgil Suchy und den böhmischen Reichskleinodien war nur eine der zahlreichen abstrusen Geheimüberlieferungen, die fast mit jeder Örtlichkeit Prags verbunden waren und an deren verwirrenden Musterzügen alle Nationen, Religionen und Stände eifrig mitwebten. So gab es doch eine Gemeinsamkeit für sie, der sich dann auch das vieldeutige Kunstgeflecht entwirkte mit seinen unvergleichlichen und unvergeßlichen Charakterrunen. Eine dieser Runen ist das viel belästerte Prager Deutsch, das Hochdeutsch der kaiserlichen Kanzlei Karls IV., das sein großer Kanzler Johannes von Neumarkt zur Schriftsprache erhoben hatte, dialektfrei, klar geschliffen und von diamantener Unbestechlichkeit, in seinen letzten dichterischen Denkmälern die Fragwürdigkeiten der Zeit überdauernd als das Deutsch der »Sonette an Orpheus«, das Deutsch von »Prozeß« und »Schloß«, von »Weltfreund« und »Einander«, von »Tycho« und »Reubeni«. Ansonsten sind die deutschen Runen Prags heute durchrissen, denn sie wurden weder von den Tschechen noch von den übrigen Deutschen, auch nicht von jenen Böhmen, jemals richtig gewürdigt, ja kaum gesehen und von allen gemeinsam zugrunde gerichtet. Und so sind denn die Tschechen in Prag wunschgemäß endlich allein.)

Dem Knaben und späteren Mann war es bestimmt, oder er war dazu verurteilt, von anderen Städten aus nach dem Relief des alten Prags zurückzublicken. Als er vor Jahren erstmals über den Broadway ging, das Schwanken des Ozeanschiffes noch in den Gliedern und die Wolkenkratzer schon warnend im Nacken, hörte er zwei alte Frauen sich tschechisch miteinander unterreden. Mit der Begier des Fremdlings, den ein lange verschollener Klang ergreift, sprach er sie an. Seit zwei Menschenaltern lebten sie in dem riesigen, rauschenden New York, selbst ihre Söhne waren

schon alte Amerikaner. »Und Sie«, fragten sie mich, »woher sind denn Sie?« – »Ich bin ein Deutscher aus Prag.« – »Oh, aus Prag«, staunten sie, »da sind Sie ja aus einer großen Stadt.«

Größe ist, was durch unvorstellbar lange Zeiten ging, durch Leidenschaften, Daseins- und Schöpferluste, und sich durcherbte in Kämpfen und Krämpfen. Eine Frucht der Sehnsucht ist Größe, Athen von einst, Rom von einst, Prag von einst, selbst mit verschonten Häusern und Hallen eine Trümmerstätte. Groß ist, was im Geist des Herzens errichtet bleibt.